

Kapitel 1

Der verborgene Widerspruch in der Geschichte der Menschheit

Flandern, am Abend des 24. Dezember 1914. Der Erste Weltkrieg ging in seinen fünften Monat. Millionen Soldaten hatten sich verschanzt in den verzweigten, provisorisch ausgehobenen Gräben, die die europäischen Frontlinien markierten. Auf vielen Schlachtfeldern lagen sich die gegnerischen Armeen nur 30 bis 50 Meter gegenüber – in Rufweite. Die Bedingungen waren höllisch. Die Eiseskälte des Winters drang bis in die Knochen. In den Gräben stand das Wasser. Die Soldaten teilten ihr Domizil mit Ratten und Ungeziefer. In Ermangelung vernünftiger Latrinen stank es überall nach menschlichen Exkrementen. Die Männer schliefen im Stehen, um nicht im Dreck und Matsch ihrer unzulänglichen Quartiere liegen zu müssen. Das »Niemandland« zwischen den feindlichen Fronten war mit toten Soldaten übersät, deren Leichen wenige Meter von ihren Kameraden entfernt vor sich hin faulten, weil sie nicht geborgen und begraben werden konnten.

Als die Dämmerung über den Schlachtfeldern hereinbrach, geschah etwas Unerhörtes.¹ Die Deutschen entzündeten Kerzen an Tausenden von kleinen Christbäumen, die man ihnen aus der Heimat geschickt hatte. Dann fingen sie an, Weihnachtslieder zu singen – als erstes *Stille Nacht*, gefolgt von anderen Weisen. Die britischen Soldaten waren perplex. Sie starrten fassungslos zu den feindlichen Linien hinüber, und einer von ihnen bemerkte, die hell erleuchteten Gräben sähen aus wie »das Rampenlicht im Theater«. Die Engländer reagierten mit Applaus, erst zaghaft, dann mit Begeisterung. Schließlich stimmten sie ihrerseits Weihnachtslieder an, begleitet vom ebenso donnernden Applaus ihrer Feinde. Auf beiden Seiten begannen einzelne Soldaten aus den Gräben zu klettern und über das Niemandland aufeinander zuzugehen. Hunderte folgten ihrem Beispiel.

Die Geschichte begann sich in Windeseile an den Fronten herumzusprechen, und Tausende strömten aus ihren Gräben. Sie schüttelten sich die Hände, tauschten Zigaretten und Plätzchen, zeigten Familienfotos herum. Sie unterhielten sich darüber, woher sie kamen, schwelgten in Erinnerungen an vergangene Weihnachtsfeste und machten Witze über die Absurdität des Kriegs.

Als am nächsten Morgen die Weihnachtssonne über dem Schlachtfeld Europa aufging, standen Zehntausende Männer – manche Schätzungen gingen gar von 100 000 aus – friedlich beieinander und unterhielten sich.² Soldaten, die noch 24 Stunden zuvor Feinde gewesen waren, begruben jetzt gemeinsam ihre toten Kameraden. Berichte von manch einem spontan organisierten Fußballspiel machten die Runde. Während die Offiziere an der Front mit von der Partie waren, reagierten die Staboffiziere, als die Nachricht von den Ereignissen zu den Heeresführungen im Hinterland durchsickerte, weniger begeistert. Weil die Generäle fürchteten, der Waffenstillstand könne die Kampfmoral der Soldaten unterminieren, riefen sie ihre Truppen eilends zur Ordnung.

Der surreale »Weihnachtsfrieden« endete so abrupt, wie er begonnen hatte – alles in allem nur ein winziges Lichtsignal in einem Krieg, der im November 1918 nach dem bis dato größten Gemetzel in der Geschichte der Menschheit mit achteinhalb Millionen Toten zu Ende gehen sollte. Für ein paar Stunden, nicht mehr als einen Tag lang, verweigerten Zehntausende von Männern nicht nur ihren Heeresführungen die Gefolgschaft, sondern ignorierten auch ihre Treueeide aufs Vaterland, um ihre elementare Menschlichkeit zu bekunden. An die Front geschickt, um zu verstümmeln und zu töten, missachteten sie mutig ihre militärischen Pflichten, um miteinander zu fühlen und das Leben zu feiern.

Obwohl Heldentum im Krieg an der Bereitschaft gemessen wird, für eine hehre, das tägliche Leben transzendierende Sache zu töten und zu sterben, entschieden sich diese Männer für eine andere Art von Heldenmut. Sie nahmen am Leid ihrer Feinde teil und suchten Trost in ihrer gegenseitigen Verzweiflung. Sie überquerten das Niemandsland und fanden sich selbst im jeweils anderen. Die Kraft, einander Trost zu spenden, schöpften sie aus dem tiefen, unausgesprochenen Gefühl ihrer eigenen Verwundbarkeit.

Was sich da am Weihnachtsabend des Jahres 1914 auf den Schlachtfeldern

von Flandern zwischen Zehntausenden von Männern abspielte, war, ohne jede Einschränkung, ein zutiefst menschlicher Augenblick. Die Soldaten gaben einer Empfindung Ausdruck, die dem Innersten des Menschen entspringt und über die Schleusen der Zeit und das Diktat aller zufällig gerade gültigen Lehrmeinungen hinausgeht. Wir brauchen uns nur zu fragen, warum uns das, was diese Männer getan haben, so berührt: Sie hatten sich entschlossen, menschlich zu sein. Und das elementare Gefühl, das sie zum Ausdruck brachten, war gegenseitiges Einfühlungsvermögen. Empathie ist so alt wie unsere Spezies, und sie lässt sich zurückverfolgen bis zu unseren Vorfahren unter den Primaten und, in noch fernerer Vergangenheit, unter den Säugetieren. Erst in jüngerer Zeit haben jedoch Biologen und Kognitionswissenschaftler Hinweise darauf entdeckt, dass es im gesamten Reich der Säugetiere primitive Formen empathischen Verhaltens gibt – um so mehr sind die Primaten und insbesondere wir Menschen mit unserem höher entwickelten Neokortex dafür prädestiniert.

Ohne ein einigermaßen entwickeltes Bewusstsein des Selbst wären wir jedoch außerstande, Empathie auszudrücken. Forscher wissen längst, dass Säuglinge schon kurz nach der Geburt in der Lage sind, das Schreien anderer Neugeborener zu erkennen, und dann ebenfalls anfangen zu schreien. Dies ist eine primitive Form der Fähigkeit, mit eigenen Gefühlen auf die Verzweiflung oder die Notlage einer anderen Person zu reagieren, die in unserem Wesen angelegt ist. Ein echtes Einfühlungsvermögen entwickelt sich allerdings erst im Alter von 18 Monaten bis zweieinhalb Jahren, wenn das Kleinkind anfängt, zwischen sich und anderen Personen zu unterscheiden. Mit anderen Worten: Erst wenn das Kleinkind in der Lage ist zu begreifen, dass ein anderer Mensch als von ihm selbst getrenntes Wesen existiert, kann es dessen Befindlichkeit so wahrnehmen, »als ob« es seine eigene wäre, und entsprechend reagieren.

In Studien wurde beobachtet, dass Zweijährige oft zusammenzucken, wenn sie den Kummer oder den Schmerz eines anderen Kindes mit ansehen, und dass sie dann zu diesem Kind hingehen, um ihm ein Spielzeug zu geben, es zu umarmen oder es zur eigenen Mutter zu bringen, damit sie es tröstet. Wie weit sich das empathische Bewusstsein im Laufe der Kindheit, der Jugend und des Erwachsenendaseins entwickelt, hängt vom Grad der frühkindlichen Bindung an die Eltern ebenso ab wie von den Werten und der

Weltsicht der Kultur, in die man eingebunden ist, und von den etwaigen Einflüssen »anderer« Kulturen.

Die Geschichte der Menschheit, die nie erzählt wurde

Es ist in Mode gekommen, daran zu zweifeln, der Menschheitssaga könne eine Bedeutung zugrunde liegen, die alle kulturell unterschiedlichen Narrative durchdringt, aus denen sich die weit verzweigte Geschichte unserer Spezies zusammensetzt – und die den sozialen Zusammenhalt für alle unsere kulturellen Odysseen bildet. Solch eine Theorie würde vermutlich unter den Geisteswissenschaftlern der Postmoderne einen kollektiven Aufschrei nach sich ziehen. Doch alles deutet darauf hin, dass sich tatsächlich ein gemeinsamer thematischer Bogen über die Reise der Menschheit spannen könnte.

Unsere offiziellen Chronisten haben der Empathie als treibender Kraft hinter dem Lauf der Geschichte bisher wenig Beachtung geschenkt. Historiker schreiben im Allgemeinen über soziale Unruhen und Kriege, Heldentaten und Schurkenstreiche, technologischen Fortschritt und die Ausübung von Macht, ökonomische Ungerechtigkeiten und die Schlichtung gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Wenn Historiker sich auf die Philosophie stützen, dann in der Regel im Zusammenhang mit dem Wesen der Herrschaft. Nur selten hören wir von der anderen Seite der menschlichen Erfahrungswelt, die unser zutiefst soziales Wesen, unser zunehmendes Einfühlungsvermögen und dessen Einfluss auf Kultur und Gesellschaft anspricht.

»Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr«, schreibt Hegel in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*.³ Glückliche Menschen bewegen sich im Allgemeinen im Mikrokosmos ihres familiären und sozialen Umfelds. Geschichte wird hingegen vor allem von den Unzufriedenen und Frustrierten, den Zornigen und den Rebellischen gemacht – von jenen, die daran interessiert sind, Macht zu gewinnen, die andere und deren Opfer für ihre Zwecke zu instrumentalisieren versuchen, die das Unrecht aus der Welt schaffen und der Gerechtigkeit zur Geltung verhelfen wollen. So gesehen geht es in der geschriebenen Geschichte hauptsächlich um die Pathologie der Macht.

Vielleicht kommen wir deshalb zu einer so düsteren Analyse, wenn es um

die menschliche Natur geht. Unser kollektives Gedächtnis bemisst sich nach Krisen und Katastrophen, nach dem Unrecht und den Grausamkeiten, die wir uns gegenseitig und unseren Mitgeschöpfen auf der Erde zufügen. Und es sind nun einmal die Geschichten von Untaten und Leid, die uns stets unerwartet treffen, die uns erschrecken und faszinieren – eben weil sie die Ausnahme sind und nicht die Regel.

Unsere normale Welt ist anders. Obwohl das Leben um uns herum durchsetzt ist mit Leid, Sorgen, Ungerechtigkeiten und verbrecherischen MACHENSCHAFTEN, besteht es im Großen und Ganzen doch aus Hunderten von kleinen Zeichen der Aufmerksamkeit und der Großzügigkeit. Liebe und Mitgefühl zwischen den Menschen schaffen Wohlwollen, prägen soziale Bande und bringen Freude in unser Leben. Unser Umgang miteinander ist, kurz gesagt, weitgehend getragen von wechselseitiger Empathie – und zwar aus dem einfachen Grund, weil dies unserem eigentlichen Wesen entspricht. Und dass wir die dunkle Seite unseres Verhaltens als pathologisch bezeichnen, liegt daran, dass es eben nicht normal ist.

Es gibt noch einen weiteren Grund dafür, dass die empathische Veranlagung des Menschen bis heute nicht wirklich in all ihren anthropologischen und historischen Gesichtspunkten untersucht worden ist. Das empathische Bewusstsein hat sich in den etwa 175 000 Jahren der Geschichte des *Homo sapiens* nur langsam entwickelt. Manchmal erlebte es eine Blüte, nur um für lange Phasen wieder in den Hintergrund zu treten. Sein Wachstum ging in unregelmäßigen Schritten vonstatten, aber die Zielrichtung ist klar. Die empathische Entwicklung geht Hand in Hand mit der Entwicklung des Ich-Bewusstseins und mit den immer komplexeren gesellschaftlichen Strukturen, die unsere Reisetagebuchseiten kennzeichnen.

Weil der Prozess der Individualisierung so untrennbar mit der Entwicklung des empathischen Bewusstseins verbunden ist, tauchte der Begriff der Empathie erst ab 1907 in unserem Vokabular auf,⁴ etwa zu der Zeit, als die Psychologen anfangen, die innere Dynamik des Unbewussten und des Bewussten zu erforschen. Empathie wurde also erst dann zu einem expliziten Bestandteil unseres Vokabulars, als die Menschen ein Ich-Bewusstsein entwickelt hatten, das sie in die Lage versetzte, ihre eigenen Gefühle und Gedanken in Bezug zu den Gefühlen und Gedanken anderer zu setzen.

Wir dürfen nicht vergessen, dass die Menschen bis etwa zum Ende des

19. Jahrhunderts außerstande waren, therapeutisch zu denken. Meine eigenen Großeltern konnten ihre Gefühle und Gedanken noch nicht so weit analysieren, dass ihnen deutlich geworden wäre, inwieweit emotionale Erlebnisse und Beziehungen der Vergangenheit ihre Selbstwahrnehmung und ihr Verhalten anderen gegenüber prägten. Sie hatten keine Vorstellung von unbewussten Trieben, und Begriffe wie Übertragung und Projektion waren ihnen unbekannt. Heute, hundert Jahre nachdem die Psychologie den Kinderschuhen entwachsen ist, verfügen junge Leute über ein hoch entwickeltes therapeutisches Bewusstsein und finden es selbstverständlich, über ihre eigenen Gefühle wie über die Gefühle ihrer Freunde nachzudenken und sie zu analysieren.

Wegbereiter der Empathie war die Sympathie – ein Begriff, der zur Zeit der europäischen Aufklärung in Mode kam. Der schottische Ökonom Adam Smith verfasste 1759 eine *Theorie der ethischen Gefühle*⁵. Auch wenn sich Smith vor allem als Markttheoretiker einen Namen gemacht hat, widmete er der Frage der menschlichen Empfindungen doch beträchtliche Aufmerksamkeit. Sympathie war für ihn ebenso wie für David Hume und andere Denker jener Zeit die Anteilnahme am Kummer und am Leid eines anderen. Doch erst im 19. Jahrhundert war das psychologische Bewusstsein so weit entwickelt, dass der Begriff der Empathie aufkommen konnte. Dieser hat einiges mit dem der Sympathie gemein, unterscheidet sich aber auch deutlich von ihm.

Der deutsche Kunsthistoriker Robert Vischer prägte 1873 »Einfühlung« als Grundbegriff der Ästhetik.⁶ Das Wort Einfühlung bezog sich in diesem Zusammenhang darauf, wie ein Beobachter seine eigenen Empfindungen auf ein Objekt der Bewunderung oder der Betrachtung überträgt, und diente als Erklärung dafür, warum man die Schönheit eines Kunstwerks würdigen und sich daran erfreuen kann. Der Philosoph Wilhelm Dilthey entlieh den Begriff aus der Ästhetik und beschrieb damit die geistigen Vorgänge, die ablaufen, wenn sich eine Person so in eine andere hineinversetzt, dass sie weiß, was diese fühlt und denkt.

Der amerikanische Psychologe Edward B. Titchener übersetzte 1909 den Begriff »Einfühlung« mit *empathy* und führte ihn damit in den englischen Sprachraum ein. Titchener hatte in Leipzig bei Wilhelm Wundt, dem Vater der modernen Psychologie, studiert. Wie viele junge Psychologen seiner Zeit war er vor allem am Schlüsselkonzept der Introspektion interessiert – der

Methode also, mit der ein Mensch seine eigenen Empfindungen, Triebe, Gefühle und Gedanken erforschen kann, um zu verstehen, wie sich seine Identität und sein Selbst herausbilden. Der Wortteil »-pathie« weist darauf hin, dass wir uns in die Gefühlslage eines anderen hineinbegeben und seinen Schmerz spüren, als wäre es unser eigener.

Der Begriff Empathie stand für ein bedeutungsvolles neues Konzept und wurde bald zum Gegenstand einer heftigen Kontroverse unter Wissenschaftlern. Diejenigen, die sich mehr der Vernunft der Aufklärung verpflichtet fühlten, abstrahierten von der affektiven Bedeutung des Begriffs und definierten Empathie als eine kognitive Funktion, die dem Gehirn eingepägt ist, jedoch kulturelle Anpassung erfordert. Der US-amerikanische Philosoph und Psychologe George Herbert Mead vertrat die These, dass jeder Mensch sich in die Rolle eines anderen versetzt, um dessen Gedanken, Verhalten und Absichten abzuschätzen und so zu einer angemessenen Reaktion zu finden. Dem widersprach der Schweizer Entwicklungspsychologe Jean Piaget. Seiner Theorie zufolge lernt ein Kind im Laufe seiner Entwicklung immer besser, den anderen zu »lesen« und auf dieser Basis soziale Beziehungen zu knüpfen. Die Anhänger der kognitiven Theorie weisen – zwar nicht offen, aber doch implizit – der Empathie einen instrumentalisierenden Charakter zu: ein Einschätzen des anderen, um die eigenen sozialen Interessen voranzutreiben und gewünschte soziale Beziehungen zu festigen.

Allerdings ist es nicht so, dass der empathische Beobachter sein Ich-Bewusstsein verliert und mit dem anderen und dessen Erfahrungen verschmilzt – ebenso wenig, wie er nüchtern und unbeteiligt die Erfahrungen des anderen »liest«, um Informationen zu sammeln, mit denen er sich selbst einen Vorteil verschaffen könnte. Empathie geht viel tiefer, wie der Psychologe Martin L. Hoffman erklärt. Er beschreibt Empathie als Ensemble »psychischer Prozesse, die bewirken, dass eine Person Gefühle hat, die mit der Situation eines anderen mehr im Einklang sind als mit seiner eigenen«. ⁷ Hoffman und seine Mitstreiter bestreiten die Rolle der Kognition keineswegs, neigen jedoch eher dazu, Empathie als die gesamte Reaktion auf die Not einer anderen Person zu interpretieren, ausgelöst durch die tiefe emotionale Teilnahme an der Situation des anderen und begleitet von deren kognitiver Bewertung, auf die dann eine affektive und einfühlende Reaktion folgt, die auf die Bedürfnisse des anderen eingeht und dessen Leid zu mildern sucht.

Auch wenn Empathie im Allgemeinen als emotionale und kognitive Reaktion auf das Leid eines anderen gesehen wird, ist der Begriff nicht erschöpfend umschrieben mit den Worten »Ich fühle deinen Schmerz« – ein Satz, den Bill Clinton geradezu inflatorisch gebraucht hat und der in der Popkultur persifliert wurde. Man kann sich auch in die Freude und das Glück eines anderen einfühlen. Oft rührt die Anteilnahme am Glück eines anderen Menschen daher, dass der Mitfühlende weiß, wie schwer es dieser andere in der Vergangenheit hatte, sodass er sich nun umso mehr mit ihm freuen kann. Die empathische Anteilnahme eines anderen kann sogar Leid in Freude verwandeln. Carl Rogers drückt dies treffend aus: »Wenn ein Mensch feststellt, dass er im Innersten gehört wurde, steigen ihm Tränen in die Augen. Er weint, so glaube ich, in einem wahren Sinne vor Freude. Es ist, als würde er sagen: ›Gottlob hat mich jemand gehört. Jemand weiß, wie es ist, ich zu sein.«⁸

Das Zeitalter der Empathie begann vor hundert Jahren mit der Verwendung des Begriffs. Die Empfindung selbst ist jedoch so alt wie unsere Spezies. Aber es dauerte Ewigkeiten, bis sich dieser elementarste aller menschlichen Charakterzüge so weit entwickelt hatte, dass wir sein Vorhandensein erkennen und die richtigen Metaphern finden konnten, um darüber zu reden und die Tiefen seiner vielschichtigen Bedeutung zu erforschen. Mittlerweile ist die Frage, welche Bedeutung und welche Folgen die Empathie für das Bewusstsein und die gesellschaftliche Entwicklung hat, zum Streitthema in den unterschiedlichsten Fachgebieten geworden – sei es die medizinische Versorgung oder das Personalmanagement. So reden sich die Biologen seit einem guten Dutzend Jahren die Köpfe heiß über die Entdeckung der Spiegelneuronen, die bei manchen Säugetierarten die physiologische Voraussetzung empathischer Reaktionen darstellen und daher oft auch als Empathie-neuronen bezeichnet werden.

Der berühmte Harvard-Biologe Edward O. Wilson hat mit seiner Biophilie-Hypothese⁹ jahrhundertalte Ansichten über die Beziehung des Menschen zu anderen Lebewesen auf den Kopf gestellt. Christliche Theologen hatten keine hohe Meinung von unseren Mitgeschöpfen, denn Gott hatte die Menschen in ihren Augen zu den Herren über alle Tiere gemacht, mit denen sie ganz nach Belieben verfahren konnten. Kleriker (mit Ausnahme von Franz von Assisi) sahen Tiere wie Menschen als gefallene Kreaturen, nützlich, aber

im Grunde von geringem Wert. Selbst die Philosophen der Aufklärung zeigten wenig Achtung vor den Tieren, die unsere Erde bevölkern. Die meisten teilten René Descartes' Vorstellung von den lebendigen Kreaturen als »seelelose Automaten«, die sich in ihren Bewegungen kaum von den bewegten Figuren der astronomischen Uhr im Straßburger Münster unterschieden. Wilson nimmt hingegen an, dass der Mensch ein angeborenes Verlangen nach der Nähe anderer Lebewesen hat, und er geht so weit, zu behaupten, dass eine zunehmende Distanzierung von der uns umgebenden Natur zu psychischen wie physischen Erkrankungen führt und schwerwiegende Folgen für die gesamte Spezies hat.

Auch in der Wirtschaftslehre – dieser »trostlosen Wissenschaft«, wie sie lange bezeichnet wurde – hat sich einiges geändert. Zweihundert Jahre lang schien Adam Smiths These, dass es im Wesen des Menschen liege, auf dem Markt seinen eigenen Vorteil zu suchen, die gültige Wahrheit über die menschliche Natur zu sein. In seinem Hauptwerk *Der Wohlstand der Nationen* schrieb Smith 1776:

»Der Einzelne ist stets darauf bedacht, wo er sein Kapital, über das er verfügen kann, so vorteilhaft wie nur irgend möglich einsetzen kann. Und tatsächlich hat er dabei den eigenen Vorteil im Auge und nicht etwa den der Volkswirtschaft. Aber gerade das Streben nach seinem eigenen Vorteil ist es, das ihn ganz von selbst oder vielmehr notwendigerweise dazu führt, sein Kapital dort einzusetzen, wo es auch dem ganzen Land den größten Nutzen bringt.«¹⁰

Smiths Einschätzung der menschlichen Natur gilt zwar immer noch als Evangelium, ist aber nicht mehr unantastbar. Die Revolution der Informationstechnik und das Internet haben die Marktwirtschaft von Grund auf verändert. Die bisher geltenden Annahmen vom uneingeschränkten Eigeninteresse werden durch neue, auf Netzwerken basierenden Geschäftsstrukturen infrage gestellt.

An die Stelle des *caveat emptor*, demzufolge der Käufer auf der Hut sein muss und das ganze Risiko trägt, ist der Grundsatz getreten, dass eine geschäftliche Transaktion vor allem transparent sein soll. Die herkömmliche Auffassung, dass die Beteiligten an solchen Transaktionen Kontrahenten sind, ist zumindest teilweise durch Netzwerkkoooperationen verdrängt worden, in denen alle Beteiligten einen Nutzen erzielen. In solchen Netzwerken

steigert derjenige, der dafür sorgt, dass die Gewinne anderer zunehmen, auch seine eigene Rendite. Kooperation siegt über Konkurrenz. Geteiltes Risiko und Zusammenarbeit auf der Basis gemeinsam zugänglicher Informationen statt machiavellistischer Intrigen und Machtspiele werden zur Regel. Man denke an Linux – ein Geschäftsmodell, das noch vor 20 Jahren unvorstellbar gewesen wäre. Dieser weltweit frei verfügbaren Software liegt der Gedanke zugrunde, Tausende von Menschen dazu zu bringen, dass sie sich in die Situation anderer einfühlen, die mit der Programmierung ihrer Software und den Zugangscodes Schwierigkeiten haben, und dass sie ihre Zeit und ihr Wissen zur Verfügung stellen, um diesen anderen bei der Problemlösung zu helfen. Zum ersten Mal in der Geschichte scheint die Vorstellung eines wirtschaftlichen Altruismus kein Widerspruch in sich zu sein. Adam Smith würde vermutlich seinen Ohren nicht trauen. Aber Linux funktioniert und ist weltweit zu einem ernst zu nehmenden Konkurrenten für Microsoft geworden.

Was sagt das über das Wesen des Menschen? Ist es möglich, dass Menschen ein vollkommen anderes – empathisches – Wesen haben und dass alle anderen Charakterzüge, die wir als primäre Triebe angesehen haben – Aggressivität, Gewalttätigkeit, Egoismus und Habgier –, sekundäre Triebe sind, die ihren Ursprung in der Unterdrückung unseres elementarsten Wesenszuges haben?

Den ersten wissenschaftlich dokumentierten Hinweis darauf, dass dies der Fall sein könnte, lieferte ein Experiment, das der Psychologe Harry Harlow 1958 in einem Labor der Universität Wisconsin durchführte. Gemeinsam mit seinem Team stellte er Untersuchungen an jungen Rhesusäffchen an, um ihr affektives Verhalten zu erforschen. Die Ergebnisse ihrer Forschung lösten in der wissenschaftlichen Welt Erschütterungen aus, die von der Biologie auf die Sozialwissenschaften und andere Fachgebiete übergriffen.

Harlow konstruierte für die Affensauglinge, die ohne Mutter in einen Käfig gesetzt wurden, zwei Ersatzmütter. Die eine bestand aus einem mit Schaumstoff gepolsterten und mit einem braunen flauschigen Material überzogenen Holzblock. Eine hinter der Attrappe platzierte Glühlampe strahlte Wärme ab. Die zweite Ersatzmutter war nicht annähernd so kuschelig. Sie bestand aus einem Drahtgeflecht, das von einem Radiator gewärmt wurde. Beide Attrappen spendeten Milch. Die Äffchen zogen es vor, sich an

die flauschige Ersatzmutter zu schmiegen. Selbst als der Milchfluss an dieser Attrappe abgestellt wurde, blieben die Kleinen bei ihr und weigerten sich, zum Saugen die paar Schritte bis zu der Ersatzmutter aus Draht zurückzulegen. Dies änderte sich sogar dann nicht, wenn sie zu verhungern drohten.

Harlow schrieb über sein Experiment: »Die Affen zeigten selbst mit zunehmendem Alter und trotz gegenteiliger Lernerfahrungen immer weniger Reaktionen auf die Milch gebende Drahtmutter, sondern fühlten sich immer stärker zu der Stoffmutter hingezogen, die keine Milch gab.« Erstaunt über die Ergebnisse ihres Experiments zogen Harlow und sein Team den Schluss: »Die primäre Funktion des Säugens als affektiver Handlung ist die Etablierung eines regelmäßigen Körperkontakts zwischen Mutter und Kind. Der Mensch kann definitiv nicht von Milch allein leben.«¹¹

Die Wissenschaftler hätten die Äffchen nicht von ihren Müttern trennen und so grausamen Experimenten unterziehen müssen. Zu dieser Zeit verfügte man bereits über genügend Hinweise, die zeigten, dass Säuglinge in Waisenhäusern ein ähnliches Verhalten an den Tag legen. Diese öffentlichen Einrichtungen waren in den Vereinigten Staaten während der großen Einwanderungswellen von den 1880er bis in die 1930er Jahre entstanden. In ihnen wurden verwaiste oder ausgesetzte Säuglinge oder Kinder aus Familien aufgenommen, die zu arm waren, um sie großziehen zu können. Im Zeitalter der Fortschrittsgläubigkeit galt in der Kindererziehung das Dogma einer Kombination aus moderner Hygiene und Distanziertheit, die dazu dienen sollte, die Kinder möglichst schnell zur Selbstständigkeit zu erziehen. Kindermädchen, die ihre Schützlinge in den Arm nahmen, wurden von der Waisenhausleitung getadelt – Körperkontakt galt als unhygienisch und als potenzielle Quelle für Ansteckungen aller Art. Man glaubte, dass die Kinder durch emotionale Zuwendung in ihrem Moralempfinden und ihrer Selbstständigkeit zurückgeworfen und zu kleinen Egoisten herangezogen würden. Zwar wurden fast überall die Kinder ausreichend ernährt und gut beaufsichtigt, aber sie wuchsen in einer keimfreien Umgebung auf. Und obwohl gut für ihr körperliches Wohl gesorgt wurde, kümmerten die Kinder zu Tausenden vor sich hin. Sie entwickelten starke Depressionen und legten stereotype Verhaltensweisen an den Tag, wie sie in extremer Isolation beobachtet werden. Ihre Sterblichkeitsrate lag weit über der von Kindern, die bei ihren leiblichen Eltern oder auch bei Pflege- oder Adoptiveltern aufwuchsen.

Erst in den 1930er Jahren begannen Psychologen, ein Umdenken zu fordern. Pflegerinnen wurden nun angehalten, die Säuglinge in den Arm zu nehmen, zu wiegen und zu trösten und ganz allgemein ein Gefühl der Nähe zu ihnen zu entwickeln. Die Kinder reagierten mehr oder weniger sofort, sie wurden neugierig, liebevoll und lebhaft.

Was in den Waisenhäusern gefehlt hatte, war einer der wichtigsten Faktoren in der frühkindlichen Entwicklung – Empathie. Wir fangen an, entgegen der herrschenden Meinung zu lernen, dass es nicht der menschlichen Natur entspricht, nach Autonomie zu streben und als selbstgenügsame Insel zu existieren, sondern dass der Mensch vielmehr nach Gemeinschaft, Liebe und Nähe sucht. Die Lehrmeinung, die Ich-Entwicklung und Selbstbewusstsein mit zunehmender Autonomie gleichsetzt, verliert allmählich ihren intellektuellen Rückhalt. Immer mehr Entwicklungspsychologen neigen mittlerweile zur entgegengesetzten Meinung – dass Ich-Gefühl und Selbstwahrnehmung eines Kindes davon abhängen, inwieweit sich seine Beziehungen zu anderen Menschen ausbilden und vertiefen. Empathie ist ihrerseits das Instrument, mit dessen Hilfe freundschaftliche Bande geknüpft werden.

Wäre das Bedürfnis nach Gemeinschaft kein so elementarer Bestandteil unseres Wesens, dann würden wir uns nicht so vor Isolation und Vereinsamung fürchten. Wer aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wird, der wird zur Unperson, der hört auf, für die anderen zu existieren. Empathie ist das innere Instrument, das es uns ermöglicht, am Leben und an den Erfahrungen anderer Menschen teilzuhaben. Transzendenz bedeutet in diesem Sinne, über sich hinauszureichen, aktiv in größere Gemeinschaften und in ein vielschichtigeres Bedeutungsgeflecht eingebunden zu sein.

Wenn wir Menschen von Natur aus soziale Kreaturen sind, die sich nach Gemeinschaft sehnen und durch empathische Erweiterung des Selbst ihre eigene Bedeutung in der Beziehung zu anderen finden, wie erklären wir uns dann die unglaubliche Gewalt, die wir uns gegenseitig sowie unseren irdischen Mitgeschöpfen antun? Keine andere Spezies hat so viel Zerstörung auf der Erde angerichtet wie der Mensch. Wie Elias Canetti in seiner anthropologischen Studie *Masse und Macht* sinngemäß bemerkte, sind wir »alle Könige auf einem Totenfeld«. Wenn wir uns bewusst machen würden, wie viele Tiere wir im Laufe unseres irdischen Daseins verzehren und wie viele Ressourcen der Erde wir uns aneignen, um uns am Leben zu erhalten, wären

wir vermutlich entsetzt über das Gemetzel und den Raubbau, den wir betreiben. Dennoch könnte es eine Erklärung für diese verblüffende Dualität geben.

Im Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte steht eine ausweglose Situation, mit der unsere Gattung wenn nicht seit ihrer Entstehung, so doch mindestens seit der Zeit, als unsere Vorfahren vor Tausenden von Jahren die allmähliche Verwandlung vom archaischen zum zivilisierten Menschen durchmachten, konfrontiert ist.

Wir müssen zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, dass bedenkenlos und massenhaft ausgeübte rohe Gewalt in der Geschichte der Menschheit eher die Ausnahme war als die Regel, zumindest, wenn man die gesamte Zeitspanne betrachtet, die seit der Entstehung des *Homo sapiens* vergangen ist. Natürlich muss der Mensch, ebenso wie jedes andere Säugetier, bis zu einem gewissen Grad von anderen Tieren zehren und seine natürliche Umgebung verändern, um seinen Fortbestand als Spezies zu sichern. Die Menschen haben 93 Prozent ihres bisherigen Daseins als Jäger und Sammler verbracht. Die Männer und Frauen der Vorzeit waren Nomaden, die in kleinen Stammesverbänden von 30 bis 150 Personen zusammenlebten. Auch wenn es bei unseren altsteinzeitlichen Vorfahren gelegentlich zu Aggressionen und Gewalttätigkeiten kam, beschränkten sich diese doch auf kleinere Streitigkeiten um Jagdgebiete, Rastplätze und um die Partnerwahl. Wie unsere nächsten Verwandten, die Schimpansen, brachten unsere Vorfahren viel mehr Zeit mit gegenseitiger Körperpflege, Spielen und anderen gemeinschaftsförderlichen Beschäftigungen zu.

Selbst aus der Zeit der frühen europäischen Ackerbaukulturen gibt es keine archäologischen Funde von Waffen oder militärischen Befestigungsanlagen und nur sehr wenige Hinweise auf kriegerische Auseinandersetzungen oder Eroberungen. Die Archäologin Marija Gimbutas bescheinigt diesen neolithischen Ackerbaukulturen Europas eine relativ friedliche Existenz in weitgehend gleichberechtigten matrilinear ausgerichteten Gemeinschaften mit hoch entwickelten handwerklichen Techniken.¹² Die archäologischen Schätze aus dieser Zeit belegen überdies eine ausgeprägte künstlerische Kultur.

Ab 4400 v. Chr. wurde Europa jedoch von einer Welle von Eroberungszügen aus dem Osten erschüttert. Berittene Nomaden aus den eurasischen

Steppengebieten fielen in Süd- und Osteuropa ein und machten dem friedlichen Leben der Ackerbaukulturen, die hier Jahrtausende lang gediehen waren, ein Ende. Diese Kurganvölker, wie man sie nach ihren Begräbnishügeln nennt, waren die Ersten, die Pferde domestizierten und als Reittiere benutzten. Das verschaffte ihnen in den folgenden Jahrhunderten einen ungeheuren militärischen Vorteil, waren sie doch in der Lage, in kurzer Zeit große Strecken zurückzulegen und vollkommen unerwartet über Siedlungen in nahezu ganz Eurasien herzufallen und sie in ihre Gewalt zu bringen.

Diese ersten berittenen Völker brachten eine neue kriegerische Gesinnung mit. Und sie lernten, was nicht weniger folgenreich war, Rinder zu domestizieren und in großen Herden zu halten. Diese Herden waren Kapital, und tatsächlich hat das englische Wort für »Rind«, *cattle*, den gleichen etymologischen Ursprung wie *capital*, also »Kapital«. Rinder waren Besitz. Sie stellten eine der ersten Formen beweglichen Eigentums dar und waren somit ein Gut, das als allgemeines Tauschmittel zwischen Individuen und Kulturgruppen dienen konnte. Es dauerte nicht lange, bis das Wissen, wie man Tiere in Kapital und in eine Quelle der Macht verwandelt, auch auf Menschen angewandt wurde. Im 4. Jahrhundert v. Chr. basierten im Nahen Osten ganze Zivilisationen wirtschaftlich auf der Versklavung Tausender von Menschen. Riesige Arbeitsheere mussten Kanäle anlegen und Dämme bauen – Voraussetzung für die ersten großen Ackerbaugesellschaften mit künstlichen Bewässerungssystemen.

Die Erfindung der menschlichen »Megamaschine«, wie Lewis Mumford es in seinem Werk *Mythos der Maschine*¹³ genannt hat, war der Beginn eines radikalen gesellschaftlichen Wandels. Patriarchale Machtstrukturen verdrängten matriarchal bestimmte Familienbeziehungen. Anstelle einer Führungsorganisation, die nach Altersgruppen vom Kleinkind bis zum Stammesältesten strukturiert war, trat nun die abstrakte Regierung eines einzelnen Herrschers, der über die absolute Macht verfügte. Diese Macht setzte er mithilfe eines zentralisierten Verwaltungsapparates durch, der das Leben Tausender von Menschen reglementierte, um die Vorräte der Erde auszubeuten, immer größere Reichtümer zu erzielen und die Grenzen seines Herrschaftsbereichs immer weiter auszudehnen.

Und an diesem Punkt, dem Beginn der Zivilisation, nimmt unsere Geschichte ihren Anfang. Es ist, basierend auf einem Widerspruch, wie er ironi-

scher nicht sein könnte, eine Geschichte der Hoffnung und des Jammers zugleich.

Tatsache ist, dass unsere zunehmende Fähigkeit zur Empathie unmittelbar und untrennbar mit der Entwicklung unseres Unterscheidungsvermögens, unserer Individuation und unseres Ich-Bewusstseins verbunden ist, und diese verdankt sich ihrerseits den immer komplexeren gesellschaftlichen Strukturen, die wir Menschen geschaffen haben, um unser Leben zu meistern. Diese immer komplexeren gesellschaftlichen Strukturen erhalten wir wiederum dadurch, dass wir immer größere Mengen der auf der Erde vorhandenen Ressourcen verbrauchen und immer mehr unserer Mitgeschöpfe, Tiere wie Menschen, ausbeuten. Der große Widerspruch in der Geschichte der Menschheit besteht darin, dass der Preis für unser wachsendes empathisches Bewusstsein die immer räuberischere Plünderung unseres Heimatplaneten ist. Die Dynamik des Widerspruchs von Empathie und Entropie spielt eine zentrale Rolle in der Entwicklung unserer Zivilisation.

Heute, an dem Punkt in der Geschichte, an dem unsere globalisierte Gesellschaft gewaltige Mengen der noch verbliebenen Ressourcen verbraucht, um eine überaus komplexe und von gegenseitigen Abhängigkeiten geprägte Zivilisation am Leben zu erhalten, beginnt sich das empathische Bewusstsein auf die fernsten Winkel der Biosphäre und auf alle Lebewesen dieser Erde zu erstrecken. Wir fühlen mit den Eisbären und Pinguinen, denen wegen der industriell verursachten Erderwärmung das Eis unter den Füßen wegschmilzt. Drei Millionen Jahre lang waren die Polarkappen mit Eis überzogen, und nun prophezeien Wissenschaftler, dass es schon 2030 möglicherweise im Sommer kein Eis mehr in der Arktis geben wird.¹⁴ Und überall in der Welt fangen Menschen an, sich eine Frage zu stellen, die noch nie zuvor zu hören war: Können wir unsere Spezies auch in Zukunft am Leben erhalten?

Der Gedanke an den Untergang der Menschheit, der zum ersten Mal reale Gestalt annahm, als die US-Regierung 1945 den Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki befahl, hat an dramatischer Aktualität gewonnen. So prognostiziert etwa das NASA-Klimaexpertenteam um James Hansen eine durch den Klimawandel verursachte Erderwärmung von sechs Grad bis zum Ende dieses Jahrhunderts sowie das Ende der Zivilisation, wie wir sie kennen:

»Paläoklimatische Untersuchungen lassen darauf schließen, dass wir den CO₂-Gehalt in der Luft von derzeit 385 auf höchstens 350 ppm [parts per million], wenn möglich aber noch weniger, verringern müssen, wenn wir einen Planeten erhalten wollen, der dem gleicht, auf dem sich die Zivilisation entwickelt und an dessen Bedingungen sich das Leben auf der Erde angepasst hat.«¹⁵

Die dazu notwendige Verringerung der CO₂-Emissionen geht weit über die Ziele hinaus, die auf den bisherigen Klimagipfeln verhandelt worden sind.

Sollte es noch irgendwelche Zweifel daran geben, wie nah unsere Spezies an die Grenzen ihrer Lebensfähigkeit auf der Erde gekommen ist, so offenbart eine einfache Statistik den Ernst der Lage. Von Wissenschaftlern erfahren wir, dass die fast sieben Milliarden Menschen, die gegenwärtig auf der Erde leben, weniger als 5 Prozent der gesamten tierischen Biomasse ausmachen, aber 24 Prozent der Primärproduktion – also der Nettomenge an Sonnenenergie, die durch Fotosynthese in pflanzliche Biomasse umgewandelt wird – für sich verbrauchen.¹⁶

Das also ist die Ironie der Geschichte: In dem Moment, in dem wir dem globalen empathischen Bewusstsein so nah sind, stehen wir auch dicht vor der Vernichtung unserer Spezies. In den letzten 50 Jahren haben wir viel für die weltweite Verbreitung der Empathie getan. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat die Menschheit gesagt: »Nie wieder!« Wir haben die Empathie auf all die Mitmenschen ausgeweitet, die vorher gar nicht als Menschen betrachtet wurden. Das neue Denken und Fühlen hat sich in der Formulierung von Bürger- und Menschenrechten und neuerdings sogar von Tierschutzgesetzen niedergeschlagen. Wir sind drauf und dran, die Begriffe des »Anderen«, des »Fremden«, des »Unbekannten« hinter uns zu lassen. Und obwohl fremdenfeindliche Vorurteile immer noch an der Tagesordnung sind, zeigt sich das erste Licht des erwachenden Bewusstseins für unsere Biosphäre, und allein die Tatsache, dass wir die Fühler der Empathie in ungeahnte neue Bereiche ausstrecken, ist ein Triumph der menschlichen Evolution.

Doch auf den ersten Lichtschimmer des globalen empathischen Bewusstseins fällt der Schatten der Erkenntnis, dass es zu spät kommen könnte, um das Gespenst der biosphärischen Entropie, des Klimawandels und des Untergangs unserer Spezies zu vertreiben. Unser biosphärisches Bewusstsein entwickelt sich rasant in einer Welt, die vom Aussterben bedroht ist. Wenn

wir die Beziehung zu unserem Planeten noch rechtzeitig genug neu definieren wollen, um von dem drohenden Abgrund zurückzutreten, ist es unabdingbar, dass wir diesen Widerspruch im Zentrum unserer Geschichte verstehen.

Vor uns liegt die Aufgabe, gründlich zu erforschen, wie dieser Widerspruch in der Geschichte der Menschheit funktioniert und welche Wege und Wendungen er nimmt, damit wir eine Möglichkeit finden, uns aus der Zwickmühle zu befreien. Unsere Reise beginnt an der Wegkreuzung, an der die Energiegesetze, die das Universum regieren, auf das Bedürfnis des Menschen treffen, sein Isolationsgefühl zu überwinden, indem er die Gemeinschaft mit anderen sucht und immer komplexere Formen und Strukturen des Zusammenlebens schafft. Die Dialektik, die unserer Geschichte zugrunde liegt, ist die Endlosschleife der Rückkoppelung zwischen ausgreifender Empathie und zunehmender Entropie.

Gesetze der Thermodynamik und menschliche Entwicklung

Als Albert Einstein sich Gedanken darüber machte, welche wissenschaftlichen Gesetze am ehesten dem Zahn der Zeit widerstehen und weder in Vergessenheit geraten noch der Bedeutungslosigkeit anheimfallen würden, fielen ihm der erste und der zweite Hauptsatz der Thermodynamik ein. Er notierte:

»Eine Theorie ist umso beeindruckender, je einfacher ihre Prämissen und je unterschiedlicher die Dinge sind, auf die sie sich bezieht, und je größer die Bandbreite ihrer Anwendungsmöglichkeiten ist. Daher der tiefe Eindruck, den die klassische Thermodynamik auf mich gemacht hat. Es ist die einzige physikalische Theorie von universellem Gehalt, die meiner Überzeugung nach im Rahmen der Anwendbarkeit ihrer Grundsätze nie an Bedeutung verlieren wird.«¹⁷

Dem ersten Hauptsatz der Thermodynamik zufolge bleibt der Energiegehalt des Universums konstant. Er steht seit Anbeginn der Zeit fest und wird bis zu deren Ende erhalten bleiben. Energie kann weder gebildet noch vernichtet werden. Was sich jedoch permanent ändert, das ist ihre Erscheinungsform, allerdings immer nur in eine Richtung, nämlich von verfügbarer zu nicht